

Für Lore und Lore!

Aktenlage

1	Anklage	7
2	Urteil	65
3	Vollzug	143
4	Kommentare	188
	Nachwort	195

1 Anklage

1.1

Freitag, der 24. Januar 2014 ist für Marius Kohlsetter ein besonderer Tag. Es ist der Tag, an dem seine Mutter stirbt, der Tag, an dem er sein Blut, ihr Blut über die Straße trägt, quer über die Fahrbahn, auf die andere Seite in das Büro, vorbei an aufgerissenen Augen und Mündern, direkt zu der Tür mit dem Zeichen, das sogar die kleinen Kinder verstehen.

Er setzt sich vorsichtig auf den Toilettendeckel

Ich will nicht alles schmutzig machen.

und malt rote Kleckse ins Weiß.

»Junge! Was ist passiert?«

Fabian, der Fabi für seine Kollegen, stürzt zu ihm, fragt komisches Zeug, doch Marius Kohlsetter sieht Fabian nur verwundert an.

Es geht nicht um mich.

»Musst Mama helfen. Er bringt sie sonst um.«

Fabian wiederholt seine Frage: »Was ist passiert?«

Sieht er es nicht?

»Musst Mama helfen!«, bittet Marius.

An diesem 24. Januar 2014 verstreicht wertvolle Zeit auf der Toilette der Konstadidis Versicherungsagentur, wo Fabian Schmidt, Auszubildender in seinem letzten Lehrjahr, nach Hilfe schreit.

Mama braucht Hilfe. Nicht ich.

Über Fabians Schulter hinweg wird ein Handtuch gereicht. Marius starrt aufs Handtuch. Er sieht das saubere, adrette Gesicht des Lehrjungen und weißes Frottee, dahinter verschwimmt das Bild.

»Du wirst jetzt nicht ohnmächtig! Ja? Bitte nicht!«

Wieso hilft er ihr nicht? Sieht er denn nicht, wie dringend es ist?

Hinter Fabian, keine 20 Meter entfernt, auf der anderen Straßenseite im Erdgeschoss, rechts, dort irgendwo unter diesem grau-blauen Himmel eines windstillen 24. Januar 2014 liegt Mama und braucht Hilfe.

Das Handtuch ist weiß.

Er merkt, wie lächerlich diese Feststellung ist.

Die Flecken kriegst du nie wieder raus.

Er lacht nicht.

Er hilft nicht.

»Du musst Mama helfen.«

Hab ich das nicht gerade gesagt? Hab ich es vergessen zu sagen? Reiß dich zusammen, Marius! Hast du etwa wieder nur geträumt? Hast du dich etwa wieder mal nicht konzentriert? Mach endlich den Mund auf, Junge! Tu! Was!

Noch am 23. Januar 2014,

Gestern

als seine Mutter noch lebte, lamentierte Vater: »Was soll nur aus dir werden, Junge, wenn du immer nur träumst?«, und seine damals noch lebendige Mama

Gestern

setzte ernst hinzu: »Konzentrier dich bitte, Marius!«

Noch ist sie nicht tot.

Er schreckt hoch. Er versucht aufzuspringen. Er will dem

blutigen Stillstand entkommen, hin zu »Muss Mama helfen!«, dorthin, wo, wie er weiß – und nur er weiß das im Moment –, noch mehr Blut ist, sehr viel mehr Blut, alles voller Blut!

Und bald wissen es alle.

Es fehlt die Kraft, und was von seinem Wunsch übrigbleibt, sieht für Fabian wie ein Krampf oder Anfall aus. Fabian schreit. Sein blankes, junges Gesicht ist schreckweiß und diese hilflose Verzweiflung in Fabians Gesicht

Wieso hilft er nicht?

lässt wiederum Marius brüllen:

»Du musst Mama helfen!«

Brüllt er? Marius glaubt, dass er brüllt. Zum Brüllen aber fehlt ihm längst die Kraft. Da ist ein Sirren neben seinen Ohren. Zuerst links, aber dann verliert »links« seine Bedeutung und das Sirren ist überall. Oder ist es links so laut, dass man es auch rechts hören kann?

Gerade sagt Fabian etwas.

Konzentriere dich!

»Die Polizei ist da«, sagt Fabian.

Siehste? Brüllen hilft!

Der Arm da, neben Fabians Schulter, wo eben noch das Handtuch war, der ist neu, der war da bis gerade eben nicht. Er steckt in einem blauen Ärmel. Die Farbe kennt Marius und diese Handschuhe kennt er auch.

Polizei! Endlich!

Er bricht zusammen und Fabian denkt: So sieht Sterben aus!

Doch da hat Fabian falsch gedacht.

Polizei Mama Rettung

Aber auch das ist falsch gedacht.

Ein Sanitäter stößt Fabian grob beiseite und kniet neben dem ohnmächtigen Jungen. Ein anderer fragt laut in den panischen Raum: »Wie heißt der?«

Und weil niemand seinen Namen kennt, schreit der Sanitäter jetzt nur noch: »Du? Du? Nicht einschlafen! Du!«, während der andere Sanitäter das Sweatshirt aufschneidet und Stichwunden zählt.

»Lunge«, sagt er leise und der Kollege antwortet: »Bahre. Schnell.«

Die wissen, was sie tun.

1.1.1

Auf der Straße steht Jürgen Kohlsetter, Marius' Vater und der Bösewicht dieser Geschichte, die nicht nur irgendeine Geschichte sein will. Er hebt das blutige Messer in Richtung – schwer zu sagen, welche Richtung, die Meinungen gehen auseinander. Wahrscheinlich hat er gefuchelt.

Die Axt in der anderen Hand ist blutbeschmiert oder: Diese Axt ist überhaupt nicht da.

Einige Augenzeugen beschreiben die Axt, andere haben nirgends eine Axt gesehen.

»Echt nicht.«

Aber Jürgen Kohlsetter steht auf der Straße, blutig mit einem blutigen Messer und eventuell eben auch einer Axt, während sein Sohn Marius im Eiltempo in den Rettungswagen getragen wird.

»Nein, der war da schon längst weg.«

War er?

»Ich bin mir sicher!«

»Ich aber auch.«

Tatsächlich wird Marius im raschen Schritt zum Krankenwagen gebracht, die Türen hastig zugeschlagen. All die gezückten Handys kamen zu spät.

»So schnell waren die ...«

Und die Augenzeugen nicken traurig, weil sie alle zu spät kamen.

Der Rettungswagen fuhr in rasanter Kehrtwende an, das erinnern alle, das Tempo und das Manöver. Das Blaulicht springt noch auf den ersten Metern an. Die Sirene kommt erst, als der Wagen ganz am Ende der Straße die Kurve nimmt. Das bestreitet niemand.

»Stimmt, da hast du recht.«

Und dass ein Schuss fällt, Jürgen Kohlsetter zu Boden stürzt. Das weiß man auch.

»Beinschuss, das Arschloch.«

Ob er sich den Beinschuss wegen des Messers oder doch der Axt wegen gefangen hat, darüber wird man sich nicht mehr einig. Im Gegenteil ist man sich sogar lange böse, weil ...

Wieso eigentlich?

»Weil die nicht recht haben! Stimmt einfach nicht!«

Immerhin sind sie beim »Arschloch« wieder einer Meinung.

Der Kohlsetter, ein Arschloch! Das weiß ein jeder hier in der Straße. Denn Jürgen Kohlsetter, der Täter einer bösen Tat, die diese Art Geschichte braucht, um erzählt zu werden, er war »bekannt wie ein bunter Hund«.

Dass mit dem was nicht stimmt, dass der irgendwann mal durchdrehen, dass der gefährlich – ein Arschloch eben.

Mutter Kohlsetter findet man erst danach, lange nach dem

Schuss aufs Arschloch, lange nachdem der Krankenwagen
»Lüü lala und um die Ecke ...«

»Nein, ab und davon ist er!«, erklärt eine Sie.

»Mein ich doch!«, schreit Lüü lala und dann schreit er weiter: »Bei der Kohlsetter ...«

»Die Tote meint er«, pflichtet ihm eine ganz andere bei.

»... kam jede Hilfe zu spät.«

»Aber das wissen die ja schon!«, ist das wütende Resümee empörter Mitbürger.

Dann gehen die Aussagen wieder durcheinander, aber das interessiert niemanden. Die Kugel hat sich dieses Arschloch verdient, sagt ein Publikum, das Schießereien bisher nur aus dem Fernseher kannte, denn in der Verwunderung sind sich alle wieder und sogar wortwörtlich einig:

»Schüsse klingen in echt ganz anders!«

1.1.2

Der Auszubildende Fabian will nicht über das Erlebte sprechen. Der 24. Januar 2014 bleibt auch ihm unvergessen. Er sieht Marius ins Büro kommen. Die Szene verfolgt Fabian, doch mal stürzt Marius, mal taumelt er herein oder er steht plötzlich da. Die blutigen Auftritte ändern sich in seinem Kopfkino ständig. Die Kacheln in der Toilette hingegen bleiben für ewig rot. Das Blut kann Fabian nicht vergessen. Und seine eigene Hilflosigkeit, die seither an ihm wie Teer klebt, die er in seinen Träumen immer wieder durchleidet und streng verhandelt.

»Warum hast du denn nicht mehr getan?«, wirft er sich

im Schlaf vor und trägt diesen Vorwurf durch die folgenden Tage und Wochen. Durch sein weiteres Leben.

Sein Lehrherr Konstadidis gibt an Fabians Stelle die Interviews, spricht von »wir« und wiederholt mit präzisen Worten diesen Schreckensmoment mit dem blutenden Jungen und dem armen Fabian, der sich gleich gekümmert hat.

»... der Junge redete nur wirres Zeug. Dem Jungen ging es sehr schlecht. Dem Jungen, ja, entfällt mir doch ständig sein Name«, so Herr Konstadidis und dann erklärt er den Journalisten auch noch, dass »der Fabi mit niemanden darüber reden will. Schlimm.«

1.2

Marius Kohlsetter erwacht irgendwo und hört nichts. Keine Stimmen, kein Sirren, nichts. Vorsichtig öffnet er die Augen, sieht wieder nur Weiß,

Wo bin ich?

das er wieder nicht fokussieren kann,

Tot?

und es ist dieses unbestimmte mehliges Weiß der Krankenzimmerdecke, das ihm erinnern hilft.

Muss Mama helfen!

Eine Tür wird geöffnet. Das hört er.

Bin ich tot?

Und sieht einen Kopf und am Revers eines weißen Kittels ein weißes Schild, worauf »Der Ernst« geschrieben steht und erst nach einem zweiten Blick ist das ein Großes-D-kleines-r-Punkt.

Dr. Ernst

Ein Doktor also.

Der Ernst bleibt aber hängen.

»Wie geht es dir?«, fragt der Doktor ernst und schlägt die Bettdecke beiseite.

Wie es mir geht?

»Wie geht es Mama?«

»Hör zu, Marius.« Er sieht rasch auf dem Patientenblatt nach. »Du heißt doch Marius?«

Für den Arzt heißt Marius eigentlich »der Pneumothorax«. Wie in allen mechanischen Berufen haben sich auch die Mediziner angewöhnt, Patientennamen durch deren Defekte zu ersetzen, nicht vom »roten VW Golf GTI«, sondern vom »Bremszylinder vorne rechts« zu sprechen, nicht »Toaster«, sondern »Kabelbrand« zu sagen.

»Schwester Gisela! Wie heißt der Pneumothorax?«

Marius heiß ich. Stimmt.

»Ich bin dein Arzt.«

Und was bin ich?

»Du bist mit Stichverletzungen hierhergebracht worden. Ich habe dich gestern operiert und muss dich jetzt untersuchen. Ist Routine. Ich weiß nicht, wie es deiner Mutter geht. Draußen warten aber schon Leute, die mit dir sprechen wollen.«

Mit mir wollen sie sprechen. Warum nicht mit Mama?

Das Stethoskop wird an seinen Rippen entlanggeschoben. Dr. Ernst verlangt tiefes Atmen. »Luft anhalten!«, befiehlt er nun und augenblicklich weiß Marius, wie es ihm geht.

Das tut weh.

Verwundert entdeckt er eine Nadel in seiner rechten Arm-

beuge, folgt dem Schlauch nach oben bis zum Beutel, findet kurz darauf auch einen zweiten Schlauch, der aus seiner Körpermitte schmieriges Rot blubbernd unters Bett führt.

Da wird Mama erschrecken, wenn sie mich so sieht.

Er liegt auf weißem Laken, trägt ein weißes Hemd, unter dem dünne, weiße Beine hervorschauen.

Meine Beine.

Auch wenn sie sich nicht so anfühlen. Dann sieht er seinen dunklen Pimmel zwischen diesen Beinen liegen.

Wo ist meine Unterhose?

Die Scham schlägt zu, schlimmer noch als der Schmerz beim Luftanhalten. Er will nach der Decke greifen, doch sein linker Arm reagiert nicht und da sieht er endlich den dicken Verband vom Handgelenk bis zur Schulter.

Was ist das?

Eine Krankenschwester springt aus dem weißen Nichts hervor,

Und wo kommt die jetzt her?

beugt sich über ihn, flüstert »Warte, ich helfe dir«, schlägt den Saum eines Nachthemds über seine Eichel.

Wieso trag ich ein Nachthemd?

Er sieht sie verdattert an und dann scannt er panisch den Raum, guckt, ob da noch mehr Menschen warten, um ihn zu sprechen, ihm zu helfen, Menschen, die nur darauf warten, einen Blick auf seinen Schwanz werfen zu dürfen. Da wartet aber niemand mehr.

Stimmt, sie warten vor der Tür.

Dr. Ernst leuchtet mit einer Taschenlampe in Marius' Augen.

Der starrt durch mich hindurch.

Als er dort genug gesehen hat, richtet er sich auf und vermeldet Erfolge.

»So, alles gut«, lärmt der Doktor Ernst, »die Operation ist nach Schulbuch verlaufen, obwohl du viel Blut verloren hattest. Der Stich in deine Lunge machte uns natürlich große Sorgen, aber auch das haben wir gut in den Griff gekriegt ...«

Haben wir oder hast du? Du ganz allein.

Der Doktor redet über ihn hinweg, als würde er zu einem großen Publikum im Hintergrund sprechen.

Oder zu einem Idioten. Der Doktor ...

»... referiert«, würde Marius jetzt gerne denken, aber dieses »referiert«, das er schon irgendwann mal gehört hat, es fällt ihm gerade nicht ein. Stattdessen wird daraus:

Der Doktor labert.

»Hast du noch Fragen?«

Nur die eine Frage, die du mir nicht beantworten willst.

Marius sucht den Blick der Krankenschwester. Der Arzt folgt diesem Blick und sieht jetzt auch zu ihr. Sie ahnt, was Marius fragen will, sie erschrickt über die Ahnungslosigkeit des Mediziners und starrt entsetzt zurück.

Da endlich versteht der Arzt, rennt zur Tür, rennt hinaus, lässt die Tür offen

Für wen lässt er die Tür offen?

und nur die Krankenschwester bleibt.

Alles weiß. Nur ich nicht.

Fremde Männer kommen. Zwei Männer.

»Hallo, Marius.«

Da schau an: Die kennen mich.

»Ich bin der Andreas.«

Und ich bin Marius, aber das weiß der Andreas schon.

»Hi, und ich heiße Jörg.«

Jörg klingt wie Jürgen und Jürgen heißt der Mörder, der gestern meine Mama umgebracht hat.

Schwer zu sagen, ob Marius die Wahrheit in dem Moment erkannte, als die Krankenschwester ihn so erschrocken ansah, oder kurz darauf, als der Andreas mit Jörg ins Zimmer kam, oder doch erst, als sie es endlich in mühsamen Sätzen ausgesprochen hatten.

»Deine Mutter ist ihren schweren Verletzungen erlegen.«

Hatte er es schon gewusst, als Dr. Ernst behauptete, dass er nichts weiß? Wusste Marius es, bevor er es wissen konnte?

Hab ich es schon immer gewusst?

Dass er sie irgendwann umbringen wird.

Die Verzweiflung kommt, wie der erste Schmerz beim tief Einatmen. Schmerz, Scham, Verzweiflung, der Tod – sie waren längst im Raum und warteten geduldig darauf, von Marius beachtet zu werden. Der Reihe nach und immer einer nach dem anderen.

Marius spürt etwas – nein, keinen Schmerz – und trotzdem weint er jetzt. Der Andreas, Jörg und die Krankenschwester schauen ihm dabei zu. Langsam verschwimmen sie Zwinkern um Zwinkern, und besser wäre es gewesen, sie wären verschwunden oder wenigstens in Tränen aufgelöst. Wie er.

»Sie ist ihren schweren Verletzungen erlegen.«

Was für eine Scheißart, es zu sagen!

Ein Seelsorger kommt. Die Krankenschwester sagt »Seelsorger«. Sein trauriges Gesicht trägt er mit großer Selbstverständlichkeit zu den Kranken und Verletzten. Marius traut ihm nicht.

Wieso nennt sie ihn nicht einfach Pfarrer? Die schwarze

Farbe gehört zum Job, die Klamotten sind eine Uniform. Der hat heute bestimmt schon gelacht. Mehrmals hat der gelacht.

Und tatsächlich erinnert seine Trauer an ein übertriebenes Grinsen. Der Pfarrer behauptet traurig:

»Es tut mir so leid. Sie ist von uns gegangen.«

Was für eine Scheißart, es zu sagen!

Er harrt eine Zeiteinheit neben dem schweigenden Marius aus und geht »mit Gott«.

Endlich geht er.

»Dein Vater hat sie getötet«, erklärt ein Polizist ohne Uniform und ohne Umschweife später die Wahrheit und Marius antwortet laut auf Doktor-Ernst-Art mit »Danke!«.

Ob der Polizist Familie hat? Ob auch er auf seine Frau und seine Kinder einstechen könnte? Oder hätte so einer die Pistole genommen?

1.2.1

Er spürt Druck in seiner Blase.

»Ich muss pinkeln«, murmelt er vor sich hin.

Auch das merke ich zu spät.

Seit er Haare am Sack hat, sagt er eigentlich nur noch »Pissen«, weil ihm »Pinkeln« zu kindisch klingt. Jetzt sagt er plötzlich wieder Pinkeln und es fällt ihm auch gleich auf.

Muss pinkeln, Mama ...

Dann geh. Bist ja schon ein großer Junge.

Geht nicht. Mein Arm lässt sich nicht anwinkeln, baumelt an mir herunter, genauso wie dein Arm, Mama. Seit

deinem Schlaganfall. Im anderen steckt 'ne Nadel, schau doch; hier hängt ein Schlauch samt 'nem Beutel dran und da auch noch dieser Galgen und dann dieser andere Schlauch. Hab keine Ahnung, wo der drinnen steckt oder wo der aufhört. Weiß nichts. Weiß nur, dass ich so nicht losmarschieren kann. Weiß nicht mal, wo die Toilette ist ... keine Ahnung! Ist alles neu für mich.

Die Krankenschwester sitzt in einem Stuhl neben seinem Bett. Sie sieht in ihr Handy, starrt konzentriert in fröhlich zuckende Bildchen. Die kann er nicht fragen, sie ist eine Frau.

Muss pinkeln, Mama.

Wie alt bist du? Steh auf und geh! Bist kein Baby mehr.

Geht nicht. Guck doch hin, Mama. Kann mich kaum bewegen.

Kann nicht gucken, Marius. Ich bin nicht mehr.

Ich weiß. Du bist tot.

Ich weiß, dass du es weißt, mein lieber Sohn.

Aber mehr weiß ich nicht, Mama.

Die Krankenschwester lächelt immer noch über ein lustiges Welpen-Filmchen in endloser Schleife. Marius sucht nach dem passenden Wort und entscheidet sich für »Muss mal«.

»Du darfst nicht aufstehen. Aber ich helf dir. Kein Problem«, antwortet sie und lächelt jetzt Marius an, als wäre er der tap-sige Hund, der seinem Schwanz ergebnislos hinterherjagt. Immer und immer wieder. Sie öffnet eine Schublade, holt eine Plastikflasche hervor, zieht die Bettdecke weg, nimmt seinen Pimmel in die Hand und stülpt die Flasche drüber.

»Keine Eile!«, hört Marius, während seine Ohren pochen. Donnern.

Was, wenn es doch ganz schnell geht?